

Aus:

CORNELIA SCHADLER

Vater, Mutter, Kind werden

Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft

Februar 2013, 342 Seiten, kart., 32,80 €, ISBN 978-3-8376-2275-1

Wie werden Menschen Eltern? Warum ist die Kernfamilie das häufigste Ergebnis der Transition zur Elternschaft? Cornelia Schadlers Ethnographie zeigt deutlich, dass das Eltern-Werden nicht auf einzelne Ereignisse reduziert werden kann, sondern das Ergebnis einer Vielzahl alltäglicher (Mikro-)Praktiken ist, die unterschiedlichste menschliche und nicht-menschliche Teilnehmer/-innen umfassen. Ihr von gegenwärtigen Theorieentwicklungen des feministischen Posthumanismus und Neomaterialismus beeinflusster Blick eröffnet, wie Subjekte als Eltern und Kinder figuriert werden, die Teil von heteronormativen und heteromateriellen Lebensgemeinschaften sind.

Cornelia Schadler (Dr.) forscht und lehrt am Institut für Soziologie der Universität Wien.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/ts2275/ts2275.php

Inhalt

Vorwort und Danksagung | 7

Hinführung zum Untersuchungsgegenstand | 11

- 1 Einleitung | 13
- 2 Lebenskontexte: Der Übergang zur Elternschaft in postindustriellen Gesellschaften | 17
- 3 Transformationen am Übergang zur Elternschaft | 29

Wir sind nie Individuen gewesen: Der Übergang zur Elternschaft als gemeinsames Werden | 39

- 4 Die posthumanistische Welt und der posthumanistische Mensch | 41
- 5 Becoming With als Forschungsprogramm | 57

Empirie | 61

- 6 Empirische Forschungsfragen, Erhebungsmethoden, Auswertungsmethoden und Sampling | 63

Werdende Eltern werden | 71

- 7 Wissen erlangen: Informationspraktiken rund um die Schwangerschaft – Beschreibung des zusätzlichen Datenmaterials | 75
- 8 Basteln | 97
- 9 Herstellung von Evidenz über die Schwangerschaft | 115
- 10 Risiko Schwangerschaft: Figuration eines »normalen« oder »anormalen« Fötus und den dazugehörigen Eltern | 133
- 11 Der Prozess der »*Vielleichtheit*« der Schwangerschaft: Unsicher sein und Sicherheit erlangen | 147
- 12 Öffentlich und offiziell schwanger: Geheim (be)halten und Verkündung der Schwangerschaft | 163

Eltern werden | 177

- 13 Körperlich-geistig Eltern werden: Körperpflege, Ernährung, Schwangerschaftsbewusstsein | 179
- 14 Mädchen- oder Buben-Eltern werden: Sexing des Fötus | 201
- 15 Buben- und Mädchenwelten schaffen: die Einrichtung eines Kinderzimmers oder eines Bereichs für das Baby | 207
- 16 »In der Farbe mit diesen Rädern«: Die Auswahl des Kinderwagens | 215
- 17 Soziale Kontakte, Paarbeziehung und Kommunikation mit dem Fötus | 235
- 18 »Hier werden Sie nicht entbunden«: Vorbereitung der Geburt | 249
- 19 Die Geburt | 261
- 20 Elternwerden mit Bürokratie: Formulare, Finanzierung und Karenzierung | 275

Schlussfolgerungen und Fazit | 283

- 21 Die Praktiken und Partizipierenden am Übergang zur Elternschaft: sympoietische menschliche Reproduktion | 285
- 22 Den Übergang zum Übergang machen: Veränderungen ausführen durch die Figuration von Trennlinien | 287
- 23 Subjektwerdung durch die (De-)Figuration von Trennlinien | 299
- 24 Subjekttransformation: Der Stil(bruch) der Veränderung | 311
- 25 Heteromaterialität und der Stil der Retraditionalisierungsprozesse | 317
- 26 Schlussworte und Ausblick | 323

Literatur | 323

Vorwort und Danksagung

»To be one is always to become with many«
(Haraway, 2008, 4).

Das Konzept des »becoming with« impliziert, dass Wissenschaft aus spezifischen Kontexten und Praktiken heraus entsteht, die auch in der Biographie der Forscherin verhaftet sind. Donna Haraway bezeichnet Forschungsthemen als »biographical accidents«, innerhalb derer die Forschung kontextualisiert werden muss. Biographische Angaben und die eigene Geschichte mit dem Forschungsthema müssen aus dieser Sicht offengelegt werden.

Dieses Buch ist aus meiner Dissertation hervorgegangen, die ich bis 2011 an der Universität Wien verfasst habe. Sie ist aus einer Verknüpfung der Interessen innerhalb meiner Studienzeit mit einem thematischen Forschungsfeld in der Familienforschung entstanden. Im Studium galt mein Interesse den Theorien des 20. Jahrhunderts (insbesondere der Feministischen Theorie), der Stadtforschung, der Wissenschaftsforschung und den Cultural Studies. Im Jahr 2004 habe ich begonnen, am Wiener Institut für Soziologie als Tutorin für Feministische Theorie zu arbeiten. Die Stelle war befristet für ein Semester. Die Arbeit mit den Studierenden machte mir Freude und so nahm ich das Angebot, am Lehrstuhl von Rudolf Richter weiterzuarbeiten, an. An diesem Lehrstuhl war ich unter anderem mit einem Forschungsfeld betraut, das ich bisher vernachlässigt hatte: die Familiensoziologie und insbesondere die Väterforschung.

Während meiner Zeit als Studienassistentin konnte ich an Projekten, die am Lehrstuhl durchgeführt oder geplant wurden, partizipieren. Mein Beitrag war es meist, den familiensoziologischen Forschungsstand zu den Themen aufzuarbeiten. Das Projekt einer mit dem Lehrstuhl assoziierten Forscherin, Claudia Höfner, über männliche Identität am Übergang zur Elternschaft, beeinflusste die Themenwahl hinsichtlich meiner Dissertation maßgeblich (siehe Höfner et. al, 2011).

Nach dem Abschluss meines Studiums (im Herbst 2007) war ich bestens in die familiensoziologische Forschung zum Übergang zur Elternschaft eingearbeitet und der Großteil der Forschung, die in den hoch gerankten Familienforschungsjournals publiziert wurde, schaffte für mich mehr Fragen als Antworten. Die Publikationen zeigten maßgebliche Veränderungen für die Mütter und Väter in dieser Lebensphase, konnten aber nicht beantworten wie diese in den alltäglichen Prozessen am Übergang zur Elternschaft passieren. Die Studien waren üblicherweise an zwei Zeitpunkten durchgeführt, an denen Personen mittels Fragebögen zu verschiedenen Themen (Freizeit, Haushaltsführung, Zufriedenheit) befragt wurden. Die Prozesse zwischen diesen beiden Zeitpunkten begannen, mein Interesse zu wecken. Was passiert in dieser unerwähnten Blackbox? Was tun Eltern, wenn sie ihr erstes Kind bekommen? Und wie(so) verändern sie sich in diesem Prozess scheinbar anders als sonst? Ich konnte nun diese Fragen in ein Forschungsdesign kanalisieren, das die Prozesse des Elternwerdens aus der Sicht von feministischen Konzepten adressierte. Ein feministisch-ethnomethodologischer Ansatz schien mir der richtige Weg für eine Erforschung der Transition zur Erstelternschaft und darin enthaltene Retraditionalisierungsprozesse. Mit diesem Forschungskonzept erhielt ich das *Forschungsstipendium der Universität Wien*.

Das Forschungsstipendium wird allerdings nur für ein Jahr vergeben. Innerhalb dieses Jahres habe ich also erste Probeinterviews durchgeführt und versucht, mein Konzept zu konkretisieren, um eine langfristige Finanzierung zu erhalten. Im Herbst 2008 erhielt ich die Zusage für ein *DOC-Stipendium der Österreichischen Akademie der Wissenschaften* für weitere drei Jahre. Diese Umstände haben am wesentlichsten zu meiner Forschung beigetragen. Eine volle Finanzierung ermöglichte es mir, mich voll dem Wissenschaftlerinnensein zu widmen. Es ermöglichte mir eine umfangreiche Forschung, Auslandsaufenthalte und vor allem viel Zeit zum Nachdenken, Umdenken, Umstrukturieren und Feilen an Gedankengebäuden.

Das Wissen, noch weitere drei Jahre finanziert zu sein, führte zuerst zu einer theoretischen Rekonzeptualisierung des Projekts. Die ersten Probeinterviews machten mir schnell klar: ich brauche andere theoretische Konzepte. Meine Suche führte mich nun über die Soziologie der sozialen Praktiken (Hörning, Reuter, Hirschauer, Reckwitz), über den Posthumanismus (Knorr-Cetina, Barad, Latour, Pickering) zu feministisch posthumanistischen und neomaterialistischen Konzepten. Ich holte meine Texte von Donna Haraway wieder hervor und entdeckte Rosi Braidotti, deren Konzept des »nomadischen Subjekts« wie geschaffen für mein Projekt schien. Diese Theoretikerinnen gaben mir ein Werkzeug, mit dem ich arbeiten und zu den Praktiken der Eltern vordringen konnte. Mit diesen Kon-

zepten konnte ich meinen Untersuchungsgegenstand sichtbar und beschreibbar machen: Transformationsprozesse am Übergang zur Elternschaft, insbesondere jene der Subjekte.

In Wien blieb ich an dem Lehrstuhl von Rudolf Richter, einer von nur sehr wenigen Lehrstühlen für qualitative Familienforschung in Europa, eingebunden. Die Räumlichkeiten dort teilte ich mit sieben Forscher*(inne)n, was einen regen sozialen und wissenschaftlichen Austausch ermöglichte. Meine Zimmerkolleg*(inn)en Doris Grass, Andrea Marhali, Eva-Maria Schmidt, Johannes Starkbaum und Ulrike Zartler, als auch die Kolleg*(inn)en Thomas Bendl und Daniele Lipp, die in anderen Räumlichkeiten am Institut untergebracht waren, versüßten mir den Büroalltag und die Pausenzeiten.

Innerhalb meiner stipendiierten Zeit hatte ich die Freiheit, drei Auslandsaufenthalte zu absolvieren. Im Jahr 2008 konnte ich an der Temple University in Philadelphia an einem Projekt zu Risiko- und Resilienzfaktoren von Eltern und deren Auswirkung auf die Fähigkeiten von Kindern teilhaben (siehe Cabrera et al., 2011). Projektleiter war Jay Fagan, der gerade auch ein Projekt zur pränatalen Involvierung von Vätern vorbereitete. Diese Zeit lenkte meinen Blick noch stärker auf die Zeit der Schwangerschaft und auf die Geschehnisse vor der Geburt. Ab März 2010 konnte ich sechs Wochen am Centre for the Humanities an der Universität Utrecht unter der Betreuung von Rosi Braidotti verbringen. Diese Zeit trug maßgeblich zur Festigung des theoretischen Fundaments meiner Dissertation bei.

Im Jahr 2010, von April bis Juli, verbrachte ich ein Forschungssemester am Institut für Soziologie der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, unter der Betreuung von Stefan Hirschauer. Seine Forschungsgruppe führte zu diesem Zeitpunkt ein großes Projekt zu Schwangerschaft und Sozialität durch. Die Einbindung in die Kolleg*(inn)enschaft des Lehrstuhls war sozial und wissenschaftlich eine sehr wichtige Zeit für mich. Es machte mir große Freude in graduiert*(inn)enkollegförmigen Strukturen mit jungen Kolleg*(inn)en gemeinsam an spezifischen Themen zu arbeiten, oder nur die Pausen von der Arbeit mit interessanten Gesprächen zu verbringen. Ich habe sehr von den Gedanken und Diskussionen mit Tobias Boll, Birgit Heimerl, Anika Hoffmann, Peter Hofmann, Björn Krey, Michael Liegl, Robert Mitchell, Larissa Schindler und Annkathrin Stange profitiert. In dieser Zeit habe ich ernsthaft mit der Auswertung meiner Daten begonnen. Die Einbettung in ein Umfeld, das sich ebenso ethnographisch mit der Erforschung der Schwangerschaft widmet, war in dieser Zeit für meine Dissertation sehr wichtig.

Im Jahr 2010 kam auch meine Zweitbetreuerin, Sigrid Schmitz, hinzu, die kurz zuvor nach Wien berufen wurde. Eines ihrer Seminare bestärkte mich darin,

die Schriften von Karen Barad stärker einzubeziehen und den theoretischen Unterbau meiner Forschung mit deren Thesen anzureichern.

Den allerwichtigsten Beitrag zu meiner Dissertation hat aber meine Dissertationsgruppe geleistet. Diese hat sich 2009 aus dem DOC-Stipendiaten Thomas Bendl, dem Assistenten in Ausbildung Michael Penkler und mir gebildet. Im Jahr 2010 kamen die Forschungsstipendiatin Ruth Müller und die Projektassistentin Kay Felder hinzu. Ziel des Kreises war es, sich gegenseitig zu unterstützen. In regelmäßigen Treffen und/oder Skypesitzungen haben wir einander unsere Konzepte, Interviewtranskripte, Auswertungstexte und Dissertationskapitel vorgestellt und uns gegenseitig blinde Flecken und Probleme in Argumentationslinien aufgezeigt. Hauptsächlich haben wir uns aber gegenseitig in unserer Arbeit bekräftigt und bestätigt. Diese Gruppe war vor allem im letzten Jahr der Dissertation die wichtigste Ressource dafür, dass ich meine Dissertation und in der Folge auch dieses Buch fertigstellen konnte.

Nicht unerwähnt bleiben dürfen mein Partner Björn, meine besten Freunde Thomas und Thomas und meine Schwester Dagmar, die mir sozial beistanden, aber auch hinsichtlich meiner Forschungstätigkeit auf »kannst du das mal schnell lesen«-Aufforderungen fast immer reagiert haben. Ebenso hatten sie immer ein offenes Ohr für die Freuden und auch das Leid der Wissenschaft, für die Geschichten von Erfolgserlebnissen und Scheiternsprozessen und Zukunftsplänen und -ängsten.

Im Jahr 2012 erhielt ich für meine Dissertation, auf der dieses Buch basiert, den »Award of Excellence« des österreichischen Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, der für die besten Dissertationen aller Universitäten innerhalb Österreichs vergeben wird.

1 Einleitung

Der Übergang zur Elternschaft hat in gegenwärtigen postindustriellen Gesellschaften hohe Bedeutung. Er war in den letzten Jahrzehnten Fokus und Austragungsort vieler gesellschaftlicher Diskussionen und Transformationen. Die Ungleichheit zwischen Mann und Frau, die Konstitution dieser beiden Geschlechter, reproduktionstechnologische Entwicklungen, sich verändernde Erwerbsarbeitsstrukturen und sich verändernde Konzepte von Lebensverläufen manifestieren sich hier und sind anhand dieser Phase verhandelbar. Den Eltern werden tiefgreifende Veränderungen ihrer Persönlichkeit, Ziele, Interessen und Werte zugeschrieben und sie sollen diesen Übergang als die wichtigste Transitionsphase ihres Lebens bezeichnen.

Wenn Menschen Eltern werden, erleben sie eine auf den ersten Blick selbstverständlich erscheinende Transformation von Frau oder Mann zu Mutter oder Vater. Es scheint als würde dieser Prozess automatisch vollzogen, nachdem ein körperlicher Reproduktionsprozess in Gang gebracht wurde. Ein genauerer Blick – der Ziel dieser Ethnographie ist – zeigt die Vielzahl von Tätigkeiten, an denen Frauen und Männer teilhaben, um Mütter und Väter zu werden. Frauen und Männer haben am Übergang zur Elternschaft an zahlreichen neuen Praktiken teil und werden in diesen körperlich, sozial und rechtlich zu Müttern und Vätern transformiert. Dieser Prozess umfasst allerdings nicht nur die Eltern. Mit diesem Übergang gehen auch Transformationen der sozialen Kontakte und der physischen Umwelt der Eltern einher. Verwandte werden u. a. zu Großeltern, Onkeln und Tanten transformiert und das Apartment der Eltern zum babysicheren Zuhause gemacht. Dies erhöht die soziale Bedeutung und Reichweite dieses Übergangs zusätzlich. Ein Ziel dieses Buches ist zu beschreiben *wie* Frauen und Männer Mütter und Väter werden.

Innerhalb dieses Prozesses ergeben sich Probleme, die gegenwärtig hauptsächlich innerhalb der Familien- und Lebenslaufforschung verhandelt werden: Es werden nach dem Übergang zur Elternschaft Veränderungen der Persönlich-

keit und Retraditionalisierungen der Geschlechterpositionen festgestellt. Menschen als Subjekte werden in diesem Prozess verändert und spezifischen Positionen zugeordnet, die sich häufig entlang traditioneller Zuordnungen von Aufgaben an ein spezifisches Geschlecht orientieren. Hinsichtlich der Beziehungsformen, in denen Kinder geboren werden, kommt hinzu, dass, zumindest in den statistischen Daten, die Verheißungen der Pluralisierungsthesen der 80er und 90er nicht wahr zu werden scheinen. Gegenwärtig wird das erste Kind zu einem sehr hohen Prozentsatz in eine heterosexuelle Partnerschaft geboren, die romantische Liebe voraussetzt. Theoretisch und auch empirisch gibt es mehr Formationen, innerhalb deren Kinder geboren oder aufgezogen werden, doch kommen diese nur selten vor. Es zeigte sich hier ein »Schizoid Double Pull« (Braidotti, 2006a, 93). Neue Formationen von Menschen, die in Elternschaft münden, sind und werden lebbar, aber traditionelle Formationen werden gleichzeitig verfestigt. So ist es möglich geworden, offen in einigen alternativen Beziehungsformen Kinder zu bekommen oder sich für ein Kind ohne Partnerschaft zu entscheiden. Gleichzeitig besteht das Bild, dass Kinder am besten in einer nuklearen Familie aufgehoben sind, und auch Menschen, die nicht in solchen Formationen leben, orientieren sich an diesem Konzept (Zartler, 2012). Auch Zukunftsvorstellungen von Adoleszenten halten am Modell der nuklearen Familie fest, sie wünschen sich aber eine egalitäre Aufteilung der Haus- und Fürsorgearbeit (Deutsch, 2009). Aktuelle Daten weisen allerdings darauf hin, dass dies nicht der Lebensrealität der Partner nach dem Übergang der Elternschaft entspricht. Hinsichtlich der Aufgabenverteilung zwischen den Geschlechtern bleiben ebenfalls traditionelle Muster bestehen (Dribe und Stanfors, 2009; Geist, 2009; Heisig, 2011; Lothaller, 2009). Wie sich während des Übergangs zur Elternschaft traditionelle gesellschaftliche Formierungen von Geschlecht manifestieren soll mittels der ethnographischen Beschreibung von Praktiken in diesem Buch ebenfalls geklärt werden.

Vater, Mutter und Kind werden wird in diesem Buch aus der Perspektive von posthumanistischen und neomaterialistischen theoretischen Ansätzen der feministischen Theorie und Geschlechterforschung (Barad, Braidotti, Haraway, Hirschauer) behandelt. Ziel ist es, den Übergang zur Elternschaft aus einem posthumanistischen Forschungsparadigma heraus zu betrachten und in Folge die Praktiken, an denen werdende Eltern teilhaben, und das Werden der Frauen und Männer zu Müttern und Vätern zu beschreiben. Die ethnographische Beschreibung dieses Werdens zeigt auch die Manifestation traditioneller Konzepte, die in dieser Phase ermöglicht und verstärkt werden.

Die sich aus dieser Forschung ergebende Ethnographie über den Prozess des Übergangs zur Elternschaft habe ich in zwei Teile geteilt: Den Prozess des wer-

dende Elternwerdens, der die gesamte erste Hälfte der Schwangerschaft dauern kann und den Prozess des Elternwerdens, der parallel dazu bis nach der Geburt verläuft. Der Prozess des Elternwerdens wird angestoßen durch einen Kinderwunsch, der langsam entsteht, meist gefolgt von Tätigkeiten, die einen Embryo herstellen sollen, oder durch die Entdeckung einer Schwangerschaft, gefolgt vom Beschluss diese weiter fort zu führen. Eine »Entdeckung« einer Schwangerschaft passiert allerdings selten plötzlich, sondern in einem Prozess von ca. fünf bis zwanzig Wochen, in der eine mögliche Schwangerschaft und Elternschaft langsam Form gewinnt. In dieser Zeit muss die Evidenz über die Schwangerschaft immer wieder neu hergestellt werden. Der Status »werdende Eltern« wird nach zahlreichen Bestätigungen über die Existenz eines Embryos oder Fötus durch eine öffentliche Verkündung der Schwangerschaft erlangt. Ihr offizieller Status erlaubt es den Eltern dann für ihr Baby einzukaufen, sich auf die Geburt vorzubereiten und die zukünftige physische Umgebung des Kindes zu gestalten. Die Veränderungen der Körper und deren Umgebungen werden von den Eltern dokumentiert, auch um sich selbst und anderen Transformation sichtbar zu machen. Obwohl für die Eltern die Schwangerschaft auf das Ereignis Geburt abzielt, können diese durch die Geburt allein nicht den Status der Elternschaft erlangen. Erst müssen bürokratische Wege gegangen und teilweise rechtliche Hürden überwunden werden, um tatsächlich auch vor dem Gesetz Eltern mit allen Rechten und Pflichten zu sein.

Innerhalb der Übergangspraktiken werden Dualismen geschaffen, etwa privat (wenn die Schwangerschaft noch geheim gehalten wird) und öffentlich (der Phase nach dem Announcement), früher (Kinderlos) und jetzt (mit Kind), verantwortungslos (ohne Kind) und verantwortungsvoll (mit Kind), Kind (kinderlos) und Erwachsen (mit Kind), innen (im Bauch) und außen (nach der Geburt) oder Stillstand und Entwicklung. Die Dualismen werden jeweils in Opposition miteinander gesetzt und eine Seite wird der Zeit vor der Transition zugerechnet und eine der Zeit danach. In den Praktiken konstituieren sich dann Schwellen, die einen Übertritt von einer Seite zur anderen möglich machen, wenn etwa die Schwangerschaft auf eine spezifische Weise verkündet wird, wenn Eltern Sicherheit über die Schwangerschaft erlangen, wenn Eltern alte Gegenstände im Apartment durch neue ersetzen, wenn Körper auf verschiedene Weise getrennt werden und Zertifikate ausgestellt werden. Die Transformationen der Frauen und Männer zu Müttern und Vätern brauchen gleichzeitig Artefakte und Morphologien, die sie als ein bestimmtes Subjekt erkennbar bleiben lassen, damit keine vollständige Verwandlung vollzogen wird.

Eine Retraditionalisierung, die Frauen und Männer in spezifische Positionen formt, ist dabei ab dem Kinderwunsch erkennbar. Ab diesem Zeitpunkt führen

Frauen mehr Tätigkeiten aus, die das Ziel Elternschaft realisierbar machen sollen. Gleichzeitig nehmen diese Tätigkeiten Zeit für andere Interessen und schaffen einen Willen, der sich auf das Ziel konzentriert und andere Wünsche oder Möglichkeiten diesem unterordnet. Die konkreten Praktiken der Herstellung von Fruchtbarkeit und später eines Embryos formen für Frauen einen Fokus auf den eigenen Körper und den zukünftigen Körper des Kindes, der bis lange nach der Geburt bestehen bleibt. Männern wird weniger Fokus auf den eigenen Körper abverlangt und sie können an vielen Tätigkeiten noch teilhaben, von denen die meisten Frauen, ab einer gewünschten oder vermuteten Schwangerschaft ausgeschlossen sind. Die geringere Anzahl von Tätigkeiten erlaubt Männern mehr Zeit für Interessen oder andere Ziele, neben der Elternschaft. Diese Ungleichheit manifestiert sich auch in der physischen Umgebung der Eltern und wird durch diese wiederum hergestellt und verstärkt. Eine wichtige Rolle spielen hier Artefakte, die Frauen immer wieder zur Beschäftigung mit der Schwangerschaft einladen und Gegenstände, die die physische Umgebung der Eltern aufgrund der Schwangerschaft verlassen. So verschwinden z. B. oft Schreibtische und werden durch Babybetten und Wickeltische ersetzt. Die Umgebung ist in diesem Sinne nicht nur heteronormativ (Butler, 1990, 1991) durch Diskurse die sich in den Körpern und Umgebungen manifestieren und diese wiederum als Ursache der Diskurse erscheinen lassen, sondern auch heteromateriell, durch Manifestationen, die mit spezifischen körperlichen Subjekten geformt werden und diese als Ursache für diese Manifestationen erscheinen lassen.

2 Lebenskontexte

Der Übergang zur Elternschaft in postindustriellen Gesellschaften

Konsens aller Forschungen zur Transition zur Elternschaft ist, dass sich der Übergang zur Elternschaft durch historische und kontextuelle Einflüsse in den letzten Jahrzehnten verändert hat. Gegenwärtig wird dem Übergang zur Elternschaft zugeschrieben, eine Klammertransition für andere Transitionen zu sein (Oesterle et. al., 2010; Macmillan und Copher, 2005, 861). Es scheint so, als ob andere Transitionen wie Erwachsenwerden oder Ehe mit dem Übergang zur Elternschaft oder in Folge davon vorsichgehen, anstatt der Elternschaft voranzugehen, wie dies von Lebenslaufforschern zumindest bis in die 1990er postuliert wurde.

Weltweit lässt sich in fast allen postindustriellen Gebieten ein demographischer Trend feststellen, der in Richtung verlängerte Ausbildungszeiten, geringere Geburtenzahlen, Hinausschieben der Erstgeburten, geringere Heiratsraten und höhere Trennungsraten geht (Lesthaeghe, 1983, 2010; Frejka und Sobotka, 2008). Diese Veränderungen werden in der Literatur als »Second Demographic Transition (STD)« (Lesthaeghe, 1983) bezeichnet. Die These war, dass die Industrialisierung, der medizinische Fortschritt und die in Folge sinkende Kindersterblichkeit und gestiegene Lebenserwartung grundsätzliche demographische Veränderungen nach sich ziehen würden (Lesthaeghe, 2010, 211). In den letzten 40 Jahren zeigte sich aber nicht nur eine einfache Verringerung der Geburtenrate, sondern eine Verringerung unter das Reproduktionsniveau, gemeinsam mit einer Ausdifferenzierung der Familien- und Lebensformen. Die Ehe verlor in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung als gesellschaftliche Institution und Ehe und Reproduktion wurden sozial und rechtlich entkoppelt.

Im Folgenden werden die Kontexte skizziert innerhalb deren die (werden) Eltern dieser Studie leben. Für diese Studie ist vor allem interessant, dass

sich das Erstgebäralter in den letzten 40 Jahren wesentlich nach hinten verschoben hat. In Österreich waren im Jahr 2010 Frauen bei der Geburt ihres ersten Kindes im Durchschnitt 29 Jahre alt (Statistik Austria, 2011). Die Berufsausbildung ist dann meist abgeschlossen und der Einstieg ins Berufsleben ist absolviert. Die Lebensläufe der Menschen sind trotz der Auflösung von Normbiographien in dieser Hinsicht genormt. Die Abfolge Ausbildung – Beruf – Kind ist erwünscht und erscheint jungen Erwachsenen als beste Lösung (Macmillan und Copher, 2005). Die Struktur der Ausbildungsinstitutionen und des Arbeitsmarktes lässt Menschen aber auch kaum Freiraum für andere Wünsche. Im Folgenden zeigt sich aber, dass Ausbildungen und Berufseinstieg lange dauern können und unsicher sind, was wiederum Auswirkungen auf den Übergang zur Elternschaft hat.

ZUGANG ZU REPRODUKTIONSTECHNOLOGIEN

Einen wesentlichen Teil zu den demographischen Veränderungen hat die Einführung der Pille und die Verbreitung anderer Verhütungsmittel beigetragen (Beck-Gernsheim, 2006, 113f.). Diese wurden vorerst vor allem bei Frauen eingesetzt, die verheiratet waren und/oder bereits Kinder geboren hatten (Lesthaeghe, 2010, 216). Dies implizierte, dass es eine Anzahl von ungeplanten Schwangerschaften von Frauen in jüngeren Altern gab. In den 70ern und 80ern wurde es soziale Praxis, Verhütungsmittel auch an junge unverheiratete Mädchen zu vergeben (Lesthaeghe, 2010, 216). Technologisch und sozial war es nun möglich, die Elternschaft an einen späteren Punkt zu verschieben.

In Österreich haben Frauen vollen Zugang zu Verhütungsmitteln und sie können diese theoretisch ab der Reproduktionsfähigkeit von einer/m Gynäkologin/en verschrieben bekommen. Notwendige Vor- und Kontrolluntersuchungen werden von den Krankenkassen übernommen, die Kosten der Verhütungsmittel aber nur teilweise bzw. nur bei medizinischer Notwendigkeit. Die Aufklärung über Verhütungstechnologien erfolgt über Schulen, Jugendinformationsseiten, Gynäkolog*(inn)en und Hausärztinnen. Alle Informant*(inn)en meiner Studie haben vor ihrer Schwangerschaft bereits Verhütungstechnologien verwendet und in der Regel vor ihrem 20. Lebensjahr mit der Verwendung dieser begonnen.

Es gibt Hinweise darauf, dass sich die Anzahl der sexuell aktiven Personen historisch kaum verändert hat (Metz-Becker, 1997). Mittels Verhütungsmittel besteht allerdings die Möglichkeit, ungeplante Schwangerschaften zu vermeiden und Kinder gezielter zu planen. Ein freier Zugang zu Verhütungsmitteln ist ein möglicher Grund dafür, dass sich die Erstelternschaft in einen späteren Lebens-

abschnitt verschieben lässt. Die im folgenden beschriebenen Lebensstile und Probleme führen in Verbindung mit Verhütungstechnologien dazu, dass Eltern ihr erstes Kind am häufigsten Ende Zwanzig oder Anfang Dreißig bekommen. Für die Teilnehmer*innen meiner Studie hatte der Zugang zu Verhütungstechnologie maßgeblichen Einfluss auf die Planung der Elternschaft und das Nachdenken über einen Kinderwunsch.

LANGE AUSBILDUNGSZEITEN

Die Ausbildungszeiten haben sich in allen europäischen Ländern verlängert (Eurostat, 2011). In Europa (EU 27) befanden sich 2009 mit 18 Jahren 77,8 % noch in einer schulischen Ausbildung. In Schweden, dem Spitzenreiter, sind es 94,8 % und in Österreich 73,3 %. Die durchschnittlichen erwartbaren Ausbildungsjahre sind im EU-Durchschnitt (27) 17,2 Jahre. In Finnland sind es 20,4 Jahre (Spitzenwert) und in Österreich 16,8 Jahre. Zehn Jahre davor (1999) lagen in Finnland die durchschnittlich erwartbaren Ausbildungsjahre bei 18,2 Jahren und in Österreich bei 16 Jahren. Studien, die subjektive Voraussetzungsketten für Elternschaft erfragen oder berechnen, vermerken, dass Ausbildung und Elternschaft sich für junge Erwachsene widersprechen (Macmillan und Copher, 2005; Fokkema et. al., 2008; Frejka und Sobotka, 2008; Dorbritz, 2008). Eltern, die früh Kinder bekommen, erreichen aufgrund der Umstände einen geringeren Bildungsstatus, haben infolge weniger Einkommen, sind mehr gestresst und weniger zufrieden (Gillmore et. al., 2008; Mollborn, 2007, 2009). Der Wunsch der jungen Erwachsenen ist es, eine Ausbildung abgeschlossen zu haben und zumindest den Einstieg in den Beruf geschafft zu haben, bevor sie den Übergang zur Elternschaft antreten. Auch die Teilnehmer*innen an meiner Studie diskutieren Ausbildung in Zusammenhang mit der Entscheidung Eltern zu werden (siehe Kap. 8).

FRAUEN ARBEITEN

Die zweite Frauenbewegung schaffte es, dass für einige Frauen ab den 70ern und für die Masse der Frauen ab den 80ern der Arbeitsmarkt und auch Karriereoptionen offenstanden. Studien der letzten Jahrzehnte versuchten nun immer wieder zu zeigen, dass mehr Egalität am Arbeitsmarkt mit geringeren Geburtenraten verbunden ist. Der Grund für eine spätere Elternschaft wird immer wieder in längeren Ausbildungszeiten von Frauen und deren stärkere Teilhabe am Ar-

beitsmarkt gesucht (Liefenbroer, 2009). Daraus resultierende größere finanzielle Unabhängigkeit erlaubt es Frauen, ihren Lebensweg unabhängig zu gestalten und Heirat ist nicht mehr mit finanzieller Absicherung verbunden. Dies ist auch mit der immer wieder argumentierten Destabilisierung von Normen und dem geringeren Einfluss von traditionellen Institutionen wie Kirche, den Eltern oder anderen Autoritäten verbunden und mit einem Anwachsen an Auswahlmöglichkeiten (Liefenbroer 2009, 324). Der Geburtenrückgang wird immer wieder »steigenden Opportunitätskosten« von Kindern für Frauen zugerechnet (Huinink, 2009, Blossfeld und Drobnic, 2009). Frauen verlieren finanzielle Mittel und Anerkennung aus dem Beruf bei der Geburt eines Kindes. Auch soll Individualität und Autonomie sowie Mobilität und Flexibilität im Beruf sich mit Beziehung oder Familie ausschließen (Huinink, 2009, 306). So zeigt eine Forschung (Schröder und Brüderl, 2008), dass in Vollzeit arbeitende Frauen später Kinder bekommen oder eher kinderlos bleiben. Die Ursache dafür wird nicht nur im Faktor Vollzeitarbeit, sondern auch in einem Lebensstil, in dem Karriere und Arbeit einen hohen Wert haben, gesucht (Schröder und Brüderl, 2008). Auch Santarelli (2011) sieht in Italien eine höhere Fertilität in Haushalten mit nur einem Einkommen (bereits vor der Schwangerschaft). Blossfeld und Drobnič (2009, 342) legen Argumente in eine ähnliche Richtung aus der Sicht der ökonomischen Theorie der Familie dar. Steigende Bildung und Einkommen für Frauen steigern die Opportunitätskosten einer Geburt enorm und eine traditionelle Arbeitsteilung ist für Frauen von wenig Vorteil, weswegen Heirat und Kinder für Frauen weniger Bedeutung hat.

Mitbedacht werden in diesen Erklärungsmodellen selten, dass es auch Veränderungen in den Normlebensläufen von Männern gibt, dass in Arbeiterschichten oder in bäuerlichen Haushalten die klassische bürgerliche Arbeitsteilung selten eingehalten werden konnte und dass die Auslagerung von Hausarbeit und Fürsorgearbeit an (häufig migrantische) Arbeiter*innen oder öffentliche Institutionen steigt (Hochschild, 2003; Beck-Gernsheim, 2006).

Helga Krüger und Claudia Born (2000) hinterfragen in einer qualitativen Studie, die die Nachkriegsgeneration und deren Kinder in Hinblick auf das Erwerbsleben untersucht, den viel zitierten Wandel der Erwerbsorientierung von Frauen. Tatsächlich teilten die Frauen der Nachkriegsgeneration ebenfalls mit, dass sie die Heirat so weit wie möglich hinausgeschoben haben, diese aber unvermeidlich war, um einen gesellschaftlichen Status zu erhalten. Die Ehe war unvermeidlich mit Hausfrauentum und Kindern verbunden (Krueger und Born 2000, 209). Danach unternahmen viele Frauen Versuche, doch wieder in das Erwerbsleben eintreten zu können oder durch Heim- oder Schwarzarbeit eigenes Geld zu verdienen. Bis 1976 war in Deutschland aber auch rechtlich die Erlaub-

nis des Ehemanns dazu notwendig. In der Kindergeneration, der »Bildungs-Boom«-Generation der 70er, ist die Erwerbsorientierung immer noch vorhanden, neu ist jedoch die gesellschaftliche Anerkennung der Notwendigkeit der Bildung und Berufstätigkeit von Frauen (Krueger und Born 2000, 211).

Verändert hat sich ebenfalls die Familienorientierung der Männer. Während diese in der Nachkriegsgeneration noch selbstverständlich nicht für Hausarbeit und Kinder zuständig waren, jedoch für Gartenarbeit oder Reparaturarbeiten am Haus, wird Letzteres in der Kindergeneration meist bereits ausgelagert, was theoretisch für den Mann Zeit für Hausarbeit und Kindererziehung freigespielt (Krueger und Born 2000, 214). Die Versorgung der Kinder und Familie verbleibt als notwendige Arbeit. Gleichzeitig steigt die Zeit, die für die Erziehung der Kinder verwendet werden muss. Während der Mann an der Kindererziehung oft aktiv beteiligt ist, berichten die Frauen eine zu geringe Involvierung bei der Hausarbeit (Krueger und Born 2000, 215). Forschungen aus den USA zeigen, dass, wenn es leistbar ist, Frauen diese Arbeiten ebenfalls beginnen auszulagern (Hochschild, 2003, 185f.) oder notwendigerweise eine zweite oder dritte Schicht einlegen (Hochschild, 2003a; Hochschild, 1997).

Trotzdem scheinen Frauen während der Ausbildungszeit das Gefühl zu haben, sich zwischen Karriereorientierung oder Familienorientierung entscheiden zu müssen. Friedman und Weissbrod (2005) und auch Dorbritz (2008) stellen fest, dass sich innerhalb der Ausbildungszeit für Frauen ein Commitment zu Karriere oder Familie bildet, während Männer nicht das Gefühl haben, diese Entscheidung treffen zu müssen oder jetzt schon treffen zu müssen. Karriereorientierte Frauen entwickeln dann einen Lebensstil, in dem Familienplanung einen nachrangigen Wert hat (Dorbritz, 2008; Mulder, 2003, 294). Diese Frauen schieben die Elternschaft länger hinaus oder bekommen keine Kinder. Abele und Spurk (2011) zeigten in einer Langzeitstudie über zehn Jahre, dass für gutausgebildete Frauen Kinder einen Karriereknick nach sich ziehen. Am stärksten war dieser bei den Frauen ausgeprägt, die bereits kurz nach ihrer Ausbildung, beim Eintritt in den Arbeitsmarkt ein Kind bekamen. Klaus (2010) unterstützt mit ihren Daten diese These, indem sie darlegt, dass gut ausgebildete Frauen in Deutschland spät Kinder bekommen auf Grund hoher Opportunitätskosten, während die Kosten für den Partner nicht nachweisbar sind. Solange also Kind UND Arbeit/Karriere für Frauen nicht möglich sind, werden sich viele Frauen gegen Kinder entscheiden, wie (Dorbritz, 2008) in seiner Studie zeigt.

ARBEIT IST UNSICHER

Gegen die These »die Teilhabe von Frauen am Arbeitsmarkt führt zu geringen Geburtenraten« kann aus ökonomischer und entscheidungstheoretischer Sicht gezeigt werden, dass auf Grund der gestiegenen Flexibilisierung und Unsicherheit am Arbeitsmarkt es eher von Vorteil sein kann, zwei einkommensfähige Personen im Haushalt zu haben (Blossfeld und Drobnic, 2009, 346). Cote und Bynner (2008) sehen diese Dynamiken ebenfalls verursacht durch veränderte Arbeitsverhältnisse. Auf Normbiographien mit durchgehender Vollzeitbeschäftigung für Männer können sich Frauen und Männer nicht mehr verlassen. Die Verbindung von mehr Erwerbsarbeit für Frauen und geringerer Heiratsrate wird durch dieses Argument geschwächt und Veränderungen in der männlichen Biographie kommen ebenfalls ins Blickfeld. Der Einstieg in das Berufsleben zeichnet sich häufig für beide Geschlechter nicht durch eine kontinuierliche Beschäftigung aus (Heinz, 2002, 232). Dies kann Paare dazu veranlassen, mit der Familiengründung zu warten, bis ein gewisser Grad an Sicherheit im Job erreicht ist. Hinsichtlich dessen, dass junge Erwachsene manchmal erst spät finanzielle Unabhängigkeit erreichen, scheint spätere Elternschaft ökonomisch sinnvoll zu sein (Mollborn, 2007). Eine längere Ausbildung und Arbeitserfahrung vor dem Übergang zur Elternschaft erleichtert die ökonomische Situation mit einem Kind. Ein Hinausschieben der Elternschaft wird zur Coping-Struktur, um Unsicherheit zu bewältigen (Cote, 2008). In Hinblick auf diese Ergebnisse scheint es sinnvoll, Kinder erst später zu bekommen. Bernardi et al. (2008) zeigen, dass es in dieser Situation darauf ankommt, welche Bedeutung Paare den Jobunsicherheiten zuschreiben. Sie zeigen, dass Paare in Westdeutschland einen fixen Job als Voraussetzung für Elternschaft sehen und versuchen, diesen Bereich zu stabilisieren, bevor sie Eltern werden, während Eltern in Ostdeutschland Elternschaft und Jobunsicherheit gemeinsam und zeitgleich bewältigen wollen. Unsichere Arbeitsverhältnisse können folglich eine mögliche Ursache für spätere Elternschaften sein, wenn stabile Arbeitsverhältnisse für potenzielle Eltern hohe Bedeutung haben.

POSTNATALE PHASE UND KARENZ

In Österreich stehen Frauen zwei Monate vor dem errechneten Geburtstermin und zwei Monate danach unter »Mutterschutz«. Das bedeutet ein Arbeitsverbot für Mütter, bei gleichzeitigem Kündigungsschutz. Theoretisch könnten sie danach wieder in den Beruf zurückkehren. Die Auszeiten sind aber im Durchschnitt länger als zwei Monate. Dies fällt damit zusammen, dass es in Österreich,

wie auch in vielen anderen europäischen Ländern, ein Elternurlaubsrecht gibt, das den Eltern eine Auszeit vom Job und eine teilweise Substitution des Einkommens gibt (siehe auch Kap. 19). Unterschiedliche Familienpolitiken haben nun unterschiedliche Praxen in der postnatalen Phase hervorgebracht. Die zentralen Fragen der Familienforschung sind die Einflüsse der Karenzierungsmodelle und der Familienpolitik auf die Fertilitätsraten (Day und Dowrick, 2010; Erosa et. al., 2010), die Geschlechtergerechtigkeit (De Henau et. al., 2010; Eydal und Rostgaard, 2011) und auch Wechselwirkungen dieser beiden Faktoren (Duvander, 2010; Olah und Bernhardt, 2008). Mit Karenzmodellen, die eine höhere Geschlechtergerechtigkeit ermöglichen, wird eine höhere Geburtenrate verbunden (Duvander et al., 2010; Olah und Bernhard, 2008).

Österreich gibt viel Geld für Substitutionen des Einkommens und Steuererleichterungen aus, Kinderbetreuungseinrichtungen für Unterdreijährige sind aber vor allem im ländlichen Bereich kaum vorhanden oder in einem zu geringem Maße vorhanden (Prskawetz et. al., 2008). Dies wird als Ursache für niedrige Fertilitätsraten gesehen. Im Vergleich der EU-Länder sind öffentliche Kinderbetreuungsangebote ab 0 Jahren jene familienpolitischen Überlegungen, die den Frauen am ehesten einen ausgeglichenen Zugang zum Arbeitsmarkt erlauben (De Henau et. al., 2010, 64).

Ein zweiter Aspekt der Geschlechtergerechtigkeit ist die Involvierung der Väter während der Karenz. Karenzzeiten, die spezifisch für Väter reserviert sind, erhöhen die Anzahl der Väter in Karenz, insbesondere, wenn die Substitutionen mehr als 50 % des Gehalts der Väter sind (O'Brien, 2009). Karenzurlaube der Väter werden zusätzlich begünstigt, wenn die Mütter über mehr Bildung verfügen oder älter sind (Geisler und Kreyenfeld, 2011) oder wenn Mütter gleich viel oder mehr verdienen (Lappegard, 2008). Männer in stabilen Arbeitsverhältnissen, z. B. im öffentlichen Sektor, gehen häufiger in Karenz (Geisler und Kreyenfeld, 2011, Mansdotter, 2010). Väter, die die Fürsorgerolle ablehnen oder Nachteile im Job befürchten, gehen selten in Karenz (Vogt, 2010). In Österreich wird der Elternurlaub zu einem Großteil von Frauen absolviert, auch wenn die Anzahl der Väter, die zumindest zwei Monate Karenz absolvieren, steigt. Im Jahr 2009 waren 4 % der Bezieher des Kinderbetreuungsgeldes männlich. In Wien, wo diese Forschung durchgeführt wird, waren es 7,4 % (Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend). Von Geschlechtergerechtigkeit, also 50 %, ist dies sehr weit entfernt.

In meiner Studie wird sich später zeigen, wie sich in den Praktiken vor und während des Übergangs zur Elternschaft spezifische Figurationen von Geschlechterpositionen herausbilden, die obige Verteilung der Karenzzeiten wider-

spiegeln. Die Betreuungssituation und Karenzmodelle sind gleichzeitig Teilhabende, mit denen Eltern gemeinsam werden.

HOHE ANSPRÜCHE AN BEZIEHUNGEN

Die normative Verbindung Ehe und Kinder hat sich gelockert. In den 90er Jahren war ein konkreter Kinderwunsch oder eine Schwangerschaft oft ein Grund für eine Heirat (Nave-Herz, 2004; Mulder, 2003, 295). In den 2000er Jahren erhöht eine Schwangerschaft zwar stark die Wahrscheinlichkeit von Zusammenleben oder der Gründung einer Lebensgemeinschaft, falls diese noch nicht besteht, die Heirat wird aber häufig, wenn überhaupt, erst später nachgeholt (Guzzo 2006, 402; Cherlin 2004, 855). Der Übergang in eine Lebensgemeinschaft ist inzwischen als eigenständige Transition zu betrachten, die teilweise die Heirat ablöst oder einige Schritte vor der Heirat liegt (Amato, 2008).

Familienforscher*innen implizieren häufig, dass eine (gute) Beziehung Voraussetzung für Elternschaft ist. Die Anforderungen an (Liebes-)Beziehungen haben sich jedoch in den letzten Jahrzehnten verändert (Siebel, 2008; Beck-Gernsheim, 2006). Der Zwang, eine Beziehung zu haben, wurde kleiner, während sich eine Norm etabliert hat, dass eine Beziehung eine bestimmte Qualität aufweisen muss, damit diese geführt werden kann (Beck und Beck-Gernsheim, 2000). Dies kann die Anzahl der Partner und die Zeit, die mit der Partnersuche verbracht wird, erhöhen. Beck und Beck-Gernsheim (2000) nennen das »individualisierte Liebe«, Francesca M. Cancian (1987) nennt dies für die amerikanische Bevölkerung »individualisierte Ehe«. Den Unterschied zur Ehe vor den 60er Jahren erklärt Cherlin (2004, 852) in drei Punkten: Selbstentwicklung, Flexibilität und Aushandlungsprozesse. Der Anspruch ist es nun, dass jede Person ein unabhängiges »Ich« entwickelt. Die Unterordnung der eigenen Wünsche und Bedürfnisse unter jene des Partners soll es nicht mehr geben. Innerhalb von Beziehungen entstehen dann Aushandlungsprozesse, die fixe Rollenbilder auflösen. Beide Partner müssen Probleme offen und reflektiert kommunizieren können (ähnlich argumentieren Beck und Beck-Gernsheim, 2000; Cancian, 1987 und Siebel, 2008). Diese Anforderungen können zu einer Beendigung von Beziehungen führen, die nicht diesen Ansprüchen entsprechen.

Der Partner, mit dem Kinder möglich sind, wird nach diesen Qualitätskriterien ausgewählt. Auch die Informant*(inn)en in meiner Studie hatten hohe Ansprüche an die Partnerschaft. Die Entwicklung der benötigten Fähigkeiten, die Beziehungen hoher Qualität ermöglichen, braucht aber Zeit. Reflexion und Aushandlungsprozesse müssen erst erlernt werden. Die »Emerging Adulthood« wur-

de zu jener Phase, in der Reflexions- und Kommunikationsfähigkeiten erlernt und verbessert werden.

EINE NEUE LEBENSPHASE: DIE EMERGING ADULTHOOD

Mit den Prozessen der Second Demographic Transition ist eine neue Lebensphase, genannt »Emerging Adulthood« (Hayford und Furstenberg, 2008), entstanden. Dies ist nun die Phase, in der jene Beziehungsfähigkeiten, die oben beschrieben wurden, erlernt und geprobt werden. Verlängerte Ausbildungszeiten machen Platz für eine neue Lebensphase, die von Jeffrey Arnett (2000) »Emerging Adulthood« genannt wurde. Die Emerging Adulthood bezeichnet die Zeit zwischen dem 18. Lebensjahr, die vor allem in den USA mit dem Abschluss der Highschool zusammenfällt, und dem 25. Lebensjahr und darüber hinaus. Dies deckt sich im Wesentlichen mit dem Konzept, das im deutschsprachigen Raum »Postadoleszenz« genannt wird (Richter et. al., 1994).

Arnett (2000) bezeichnet die Erwartungen an Individuen in dieser Phase in Anlehnung an Talcott Parsons als »roleless role«, weil die Individuen theoretisch eine große Anzahl von Lebensmöglichkeiten ausprobieren können. Nach dem ersten Schulabschluss entsteht eine Phase, in der es theoretisch keine festen Lebensvorschriften gibt, außer jener, sich zu bilden und eine Identität zu entwickeln. Ich halte dies für schwerwiegende Aufgaben für diese Zeit. Ich stimme aus diesem Grund nicht mit dem allgemeinen Diskurs um eine »Denormierung« oder »Destabilisierung« in dieser Zeit überein, der diesem Zeitraum eine »roleless role« zuschreibt. Die poststrukturalistische Forschung hat sehr gut gezeigt, dass in der Moderne und Spätmoderne ein starker Zwang zum Selbstmanagement, zur Selbstbeschreibung und -formung besteht (exemplarisch Foucault, 1993, 1979). Es ist daher eher davon auszugehen, dass eine Phase entstanden ist, die dafür da ist, diese Techniken zu erlernen, da diese für die weiteren Lebensphasen essentiell sind.

Dieser Phase sind eine Selbstfokussierung und ein hohes (auch räumliches) Autonomiestreben, trotz häufiger finanzieller Abhängigkeit von den Eltern, zugeschrieben. Gleichzeitig wird den Emerging Adults attestiert, dass sie eine gewisse Instabilität der Persönlichkeit aushalten müssen und weder zu den Jugendlichen noch zu den Erwachsenen gehören (Arnett, 2000). Die betroffenen Individuen empfinden dies als Bereicherung und beschreiben die Identitätssuche als persönliches Wachstum (Gottlieb et. al., 2007; Lefkowitz, 2005; McAdams et. al. 2006; Watson und Humrichouse, 2006). Dieser Phase wird auch ein Anwachsen der (Selbst-)Zufriedenheit, des Wohlbefindens und der sozialen Kompetenz

im Vergleich zur Adoleszenz zugeschrieben (Hawkins et. al., 2009). Die Frequenz der romantischen und sexuellen Beziehungen ist in dieser Zeit höher als in anderen Altersgruppen (Kaestle und Halpern, 2007). Begründet werden diese Möglichkeiten immer wieder mit einem »Defizit« an Normen und Kontrolle in dieser Phase (Lanz, 2007; Arnett, 2000). Russel Ravert (2009) dagegen sieht in dieser Phase die Möglichkeit, aber auch den Druck, Dinge zu tun, zu denen die jungen Erwachsenen nachher »nie wieder« die Möglichkeit haben, ob das nun Reisen, risikoreicher Sport, die Einnahme von Drogen, häufiger Beziehungswechsel, nicht zu arbeiten, eigenartige Jobs, modische Besonderheiten oder eigenartige Hobbys betrifft (Ravert, 2009, 384f). Zwei Drittel der Collegestudenten berichten, diese Dinge getan zu haben, weil als Erwachsener nicht mehr die Möglichkeit dazu besteht (»now or never«).

Die Indikatoren, die eine Beendigung der Phase der Emerging Adulthood markieren, sind unterschiedlich für spätmoderne Gesellschaften. Mittel- und nordeuropäische Jugendliche beginnen diese Phase mit dem Auszug aus dem Elternhaus, (Fadjukoff, 2007). Die Gründung einer Familie erfolgt später und die Geburt eines Kindes ist Indikator für die Beendigung dieser Phase, gleichgesetzt mit einem Erwachsenwerden (Oesterle et. al., 2010). Jenen, die kein Kind bekommen, wird der Status als Erwachsener zwar auch zugeschrieben, wenn sie finanziell unabhängig leben, eine Karriere verfolgen oder in einer festen Lebensgemeinschaft wohnen, allerdings werden deren Lebensläufe nach dieser Phase häufiger als »unvollständig« beschrieben (Hagestad, 2007). Subjektiv verbinden Probanden mit Erwachsensein immer noch einen festen Job und Familie (Blatterer, 2007). Die Teilnehmer*innen meiner Studie etablierten in den Praktiken des Übergangs zur Elternschaft ebenfalls eine Schwelle zwischen Erwachsensein und nicht Erwachsensein, die überschritten werden musste (siehe Kap. 22).

Ein Kind zu bekommen bedarf aber für viele Individuen Voraussetzungen wie eine stabile Identität und finanzielle Unabhängigkeit, sowie ein Set von Skills, die mit dem Erwachsensein verbunden sind (Johnson et. al., 2007, 257). Diese Skills werden in dieser Phase erlernt.

»SCHIZOID DOUBLE PULL«: ALTE UND NEUE VORSTELLUNGEN VON LEBENSFORMEN

Den Prozessen der Second Demographic Transition wird eine Pluralisierung von Werten und Möglichkeiten zugeschrieben (Lesthaeghe, 2010; Arnett, 2000; Beck und Beck-Gernsheim, 2000). Zuweilen wurde sogar eine Auflösung der nuklearen Familie postuliert. Gleichzeitig zeigt sich in der Forschung aber das

Festhalten an Werten wie stabile Partnerschaft oder sogar Ehe (Zartler, 2012; Sharp and Ganong, 2007; Hertz, 2006). Rosi Braidotti nennt dieses Paradoxon in Anlehnung an Deleuze einen »Schizoid Double Pull«. Einerseits ist eine Pluralisierung von Lebensformen und Lebensweisen möglich, andererseits verfestigen sich traditionelle und scheinbar überkommene Lebensformen und -weisen weiterhin (Braidotti, 2006a, 93).

In Hinblick auf Fertilität ist es heute möglich, Kinder in verschiedensten Lebensformen großzuziehen und zu bekommen. Gleichzeitig ist die Formation Mutter-Vater-Kind beim ersten Kind scheinbar gut gefestigt. Um die 90 % (Statistik Austria, 2010) der Kinder in Österreich werden in eine heterosexuelle Partnerschaft geboren. Und selbst wenn einige Jahre nach der Geburt des ersten Kindes viele Beziehungen aufgelöst werden und die Familien als Einelternfamilien oder Patchworkfamilien weiterbestehen, das Bild der heterosexuellen Kleinfamilie bleibt fest in den mentalen Konzepten der Menschen verhaftet (Zartler, 2012). Andrea Marhali, Johannes Starkbaum und Ulrike Zartler haben in einer qualitativen Studie, in der Kinder und mindestens ein Elternteil interviewt wurden, gezeigt, dass das Konzept der Kleinfamilie in allen (120) Interviews wiedergegeben wurde. Einelternfamilien konstituierten sich als Mangelfamilie, Patchworkfamilien als wiedervereintes Ganzes. Nuklearfamilien schrieben sich eine Überlegenheit in Moral und Kompetenzen zu, mit der sie den Weiterbestand der Beziehung meisterten. Das Konzept der Kleinfamilie findet sich ebenso in den Narrationen von gleichgeschlechtlichen Paaren wieder (Miko, 2008). Dekker und Matthiesen (2004) zeigen, dass die Anzahl der festen Beziehungen innerhalb der Lebensverläufe steigen. Die Publikationen zeigen aber keine Abweichung von der Paarformation. Rosanna Hertz (2006) zeigt in ihrer ausführlichen ethnographischen Studie über Frauen, die gewollt alleine, ohne Partner*in, Kinder bekommen haben, wie schwierig es für die Frauen war, sich von dem klassischen Bild der funktionierenden Beziehung, in die ein Kind geboren wird, abzulösen (Hertz, 2006, 9ff.). Die romantische Liebe als Voraussetzung für Elternschaft saß sehr tief in den Köpfen der Frauen. Um sich zu einer Elternschaft, aber ohne Partner, zu entscheiden, mussten erst neue Vorstellungen von Familie, Elternschaft und Zusammenleben entwickelt werden (Hertz, 2006, 35ff.).

Auch wenn die Familienstatistiken viele Lebensformen nicht erfassen, Familien, die aus zwei erwachsenen Parts, insbesondere einem männlichen und einem weiblichen, und Kindern bestehen, scheinen eine stabile Lebensform zu sein. Vorstellungen über alternative Wege, Kinder zu bekommen, scheinen nur in geringem Maße zu wachsen, bzw. können sich nicht vom Bild der nuklearen Familie ablösen. Mittels dieser Studie lässt sich zeigen, wie innerhalb der Praktiken

spezifische Subjekte geformt werden, die Muster traditioneller Familienbildung wiederholen und verfestigen, an wenigen Punkten aber auch erodieren.